

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2015

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-30618-3

Fischer

Weiterführende Informationen finden Sie unter
www.fischerverlage.de

Ausgerechnet an einem Wochenende muß Sharon McCone für einen Textilfabrikanten, einen guten Klienten der Anwaltskanzlei All Souls, einen Beschattungsauftrag übernehmen. Einen ganzen Sonntag lang folgt sie Frank Wilkonson, einem Mann, von dem sie fast nichts weiß, durch die tropischen Gewächshäuser im Golden-Gate-Park, über den morgendlichen Blumenmarkt und durch zahllose Gartencenter. Als Sharon ihrem Auftraggeber am nächsten Tag Bericht erstatten will, findet sie den Fabrikanten tot in einer Blutlache auf. Und Sharon steckt mitten in einem Mordfall. Warum interessierte sich das Opfer so sehr für Frank Wilkonson? Wilkonsons Zuhause, die Kleinstadt Hollister, ist ein staubiges Nest zu Füßen der Diabolo-Berge, wo die Leute Rinder züchten und es nicht gerne sehen, wenn man sich in ihre Angelegenheiten mischt. Doch die Spur ihrer Ermittlungen führt Sharon zurück nach San Francisco, in die Viertel der Wohlhabenden und in die Welt der Obdachlosen...

Marcia Muller, 1944 in Detroit geboren, gilt in Amerika als Erfinderin der modernen Detektivin. Sie hat bislang mehr als zwanzig Kriminalromane veröffentlicht, darunter *Wölfe und Kojoten*, der 1994 für den *Edgar Allan Poe Award* nominiert und mit dem *Anthony Boucher Award* ausgezeichnet wurde. Die Autorin lebt mit ihrem Mann, dem Kriminalschriftsteller Bill Pronzini, in Nordkalifornien. Ihr neuer Roman, *Listen To The Silence*, erscheint im Frühjahr 2001 bei Argon in Berlin.

Die lieferbaren Titel von Marcia Muller im Fischer Taschenbuch Verlag finden Sie in einer Anzeige am Ende dieses Bandes.

Unsere Adresse im Internet: www.fischer-tb.de

Marcia Muller

Dieser Sonntag hat's in sich
Kriminalroman

Aus dem Amerikanischen von
Gabriele Graf

Fischer Taschenbuch Verlag

Neuausgabe: August 2000

Deutsche Erstausgabe

Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag GmbH,
Frankfurt am Main, April 1992 (Bd. 10908)

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel

›There's Something in a Sunday‹

im Verlag The Mysterious Press, New York

© Marcia Muller 1989

Deutschsprachige Ausgabe:

© Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt am Main 1992

Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 3-596-14713-1

1

Hinter den beschlagenen Fensterscheiben des Cafés an der Lombard Street dämmerte grau und neblig der Sonntagmorgen. Jenseits der Spiegelglasfenster lag San Franciscos Touristenmeile: mehr als vierzehn Häuserblocks mit Motels, Tankstellen und Restaurants, in denen täglich Hunderte von Stadtbesuchern und Autofahrern auf der Durchreise abgefertigt werden. Hier findet man keine Luxusherbergen wie weiter stadteinwärts; die Lombard Street ist etwas für Familien, für junge Leute mit schmalem Geldbeutel und für Rentner, die mal aus ihren engen Wohnmobilen raus wollen. Und für alle, die – aus welchen Gründen auch immer – Anonymität suchen.

Als sich die Dämmerung lichtete, nahmen die häßlichen Zweckbauten langsam Konturen an. Ohne den wochentags dichten Pendelverkehr sah die breite Asphaltdecke der Straße wie ein schwarzweiß gestreiftes Niemandsland aus. Um sechs Uhr früh waren noch kaum Fußgänger unterwegs.

Ich saß seit fünf in diesem Restaurant, das rund um die Uhr geöffnet hatte. Ich hatte schon mehrere Tassen Kaffee getrunken und neugierige Blicke von der rot uniformierten Kellnerin geerntet. Zwei Auslieferer der Sonntagsausgabe des *Chronicle-Examiner* waren hereingekommen und mit Styroporbechern wieder abgezogen. Ein Taxifahrer hatte sich eine Tüte Donuts gekauft. Doch nun war nur noch ich übrig. Ich saß in meiner Nische am Fenster zur Straße und beobachtete das Kingsway-Motel gegenüber.

Es war eines der älteren Motels, von denen es in dieser Gegend zwischen Van Ness Avenue und Lyon Street etwa zwei Dutzend gab. Ein L-förmiges, zweistöckiges Gebäude mit darunterliegenden Parkplätzen, merkwürdig blau gestrichen mit blaßgelben Verzierungen. Auf dem immer noch erleuchteten Neonschild prangten Krone und Zepter. In der nebelfeuchten Luft sahen die Spiegelglasfenster der Rezeption verschmiert aus; die Gitter der Balkone lagen im Schatten, aber ich würde die Bewegung dennoch wahrnehmen, wenn sich die

Tür zu Zimmer 209 öffnen sollte. Bis jetzt war das nicht geschehen, und der grüne alte Ford Ranchero, der dem Objekt meiner Neugierde gehörte, stand noch wohlbehütet auf dem Parkplatz.

Ich nippte an meinem Kaffee, verbrannte mir die Zunge und seufzte ärgerlich. Mein Wecker hatte um vier Uhr morgens geläutet – nicht gerade eine Zeit, zu der ich sonntags besonders gerne aufstehe. Normalerweise bleibe ich bis Mittag im Bett, trinke Kaffee, lese die Zeitung, lös' die Kreuzworträtsel im *Chronicle* und im *Examiner* und schneide die Rabattpcoupons aus (die ich immer vergesse, wenn ich einkaufen gehe). Doch als angestellte Detektivin im Anwaltsbüro All Souls arbeite ich oft zu ungewöhnlichen Tages- und Nachtzeiten. Und so saß ich hier, gähnte und trank viel zuviel von dem miesen Kaffee.

Während ich das Motel nicht aus den Augen ließ, erwachte die Lombard Street allmählich zum Leben. Ein paar Autos zuckelten vorbei; die meisten fuhren in Richtung Golden-Gate-Brücke ins sonnige Marin County oder zu den Weintälern. Eine Frau im Regenmantel mit Lockenwicklern unter einem Tuch trat aus der Eingangstür des Motels neben dem Kingsway und führte einen kleinen kraushaarigen Hund an der Leine. Im nächsten Block öffnete sich die Tür einer italienischen Bäckerei, und ein Mann mit einer weißen Schürze trat heraus. Gähnend blieb er einen Augenblick draußen stehen, dann verschwand er wieder im Inneren. Im Kingsway verließen ein paar Gäste ihre Zimmer, aber die Tür zu Zimmer 209 blieb geschlossen.

Mein Auftraggeber hatte nicht genau gewußt, wann der Mann, den ich beschatten sollte, normalerweise das Motel verließ. Möglicherweise stand mir eine lange Warterei bevor.

Drei weitere rot uniformierte Kellnerinnen erschienen zum Dienst, und die erste ging, ohne mir auch nur einen Blick zu gönnen, obwohl wir einander mehr als zwei Stunden Gesellschaft geleistet hatten. Ein junges Pärchen kam herein und bestellte ein opulentes Frühstück. Als ihre Teller an mir vorbeigetragen wurden, knurrte mir der Magen. Also bestellte ich mir ein Hörnchen und aß es betont langsam, während ich weiter zum Fenster hinausstarrte. Irgendwie brachte ich es fertig, mir Marmelade auf die Jeans zu kleckern; ich tauchte eine Serviette in mein Wasserglas und wischte sie ab.

Es war nach acht, als sich die Tür zu Zimmer 209 endlich öffnete. Ich schrak zusammen, griff nach der Rechnung und beugte mich zum Fenster vor, um den Mann zu betrachten, der herauskam. Er war groß und schlaksig, trug ausgewaschene Levi's Jeans und eine zerknitterte, braune Wildlederjacke. Sein stumpfes braunes Haar hing ihm strähnig in die Stirn. Während er leichtfüßig die Treppen heruntersprang, fuhr er sich mit der linken Hand durchs Haar. Es stand kurz in die Höhe und fiel dann wieder in sich zusammen. Er ging nicht zu seinem Ranchero, sondern steuerte den Bürgersteig an und wandte sich nach rechts.

Ich brauchte das Foto in meiner Handtasche nicht zu Rate zu ziehen, um zu wissen, daß dies der Mann war, den ich beschatten sollte. Sein Name war Frank Wilkonson, und abgesehen von seinem Namen wußte ich nur sehr wenig über ihn: Beschreibung und Foto wurden jetzt von der Wirklichkeit bestätigt. Ich kannte seinen Fahrzeugtyp und das polizeiliche Kennzeichen. Ich wußte, daß er auf einer Ranch arbeitete, jeden Samstag im selben Motel an der Lombard Street ein Zimmer nahm und jeden Sonntag vor zwölf Uhr mittags wieder abreiste.

Das war schon alles, was ich wußte – abgesehen von dem Grund für den Beschattungsauftrag, den der Klient angegeben hatte und an dem ich von Anfang an meine Zweifel hatte.

Ohne den Mann aus den Augen zu lassen, fischte ich ein paar Scheine und Münzen aus meiner Jackentasche und legte sie auf die Rechnung. Dann lief ich an den Tischen vorbei hinaus in den kühlen Morgen. Der Nebel hatte sich etwas gelichtet, und die Sicht war jetzt gut, wenngleich der Himmel heute wohl bedeckt bleiben würde. Frank Wilkonson ging auf der anderen Straßenseite, einen halben Häuserblock vor mir, in Richtung Norden.

Es war nun ziemlich viel Betrieb auf der Straße: Jogger stampften vorbei; Touristen in ihren besten Sightseeing-Klamotten steckten die Nasen in Stadtpläne; Anwohner holten sich Zeitungen und frisches Sauerteigbrot und eilten zurück nach Hause, bergauf ins Nobelviertel Pacific Heights oder nach Marina am Ufer der Bucht. Der schäbige Aufzug des Beschatteten und sein lustloser, schlurfender Gang unterschieden ihn von den Menschen um ihn herum. Mir fiel ein alter Song von

Kristofferson ein, der von der hoffnungslosen Einsamkeit an einem Sonntagmorgen erzählt. Das konnte ich nachempfinden; ich hatte mich in der letzten Zeit manchmal auch so gefühlt – und nicht nur sonntags.

Wilkinson ging noch einen Block weiter, dann blieb er vor einem Zeitungsautomaten stehen und kaufte sich einen *Chronicle-Examiner*. Von der anderen Straßenseite beobachtete ich, wie er die Zeitung auf den Ständer legte und den rosafarbenen Veranstaltungskalender herauszog. Er blätterte ihn durch, hielt inne und riß eine Seite heraus. Dann knüllte er die restliche Zeitung zusammen, ging zu einem Abfallkorb in der Nähe und warf sie hinein.

Als er sich umdrehte und in Richtung Motel zurückging, überlegte ich, ob ich seine Zeitung herausfischen sollte, um zu überprüfen, welche Seite er herausgerissen hatte. Aber er schritt nun entschlossener aus, und ich nahm an, daß er auf dem Weg zu seinem Wagen war. Ich ging zurück zu meinem MG, den ich vor dem Café abgestellt hatte, und wartete, was er als nächstes tun würde.

Ich hörte ein Zischen, und dann überzog ein feiner Sprühregen die Linse meiner Nikkormat. Die winzigen Tröpfchen breiteten sich schnell aus und liefen ineinander, so daß das Bild vor meinen Augen verschwamm. Der knotige Stamm des Riesenfarns, hinter dem ich kniete, zerfloß zu einem formlosen, braunen Klecks; seine ausgreifenden Wedel wurden zu grünen Schlieren; ich konnte Frank Wilkonsons Gestalt nicht mehr ausmachen.

Ich ließ die Nikkormat sinken. Mein Observationsobjekt stand drüben auf der anderen Seite der Halle am Lilienteich. Ich ließ die Kamera an ihrem Gurt um meinen Hals baumeln und wischte mir die Feuchtigkeit aus dem Gesicht, dann nahm ich meine Wollmütze ab und stopfte sie in die Tasche meiner neuen kamelhaarfarbenen Winterjacke. Es war heiß hier im Tropenhaus des Botanischen Gartens im Golden-Gate-Park, und nachdem sich das Nebelgerät eingeschaltet hatte, war es auch noch dampfig. Ich knöpfte die Jacke auf, behielt sie aber wohl oder übel an: Es war zu mühsam, sie zu tragen, und dann hatte ich ja auch noch die Handtasche und die Kamera.

Wilkinson stand am Lilienteich, mit einem Fuß auf der Be-

tonumrandung, und starrte ins Wasser. Der feine Sprühregen schien ihn weder zu überraschen noch aus der Ruhe zu bringen, was mich vermuten ließ, daß er nicht zum erstenmal die tropischen Gärten besuchte. Als ich ein Tuch gefunden hatte, um die Linse zu reinigen, schwenkte das Nebelgerät wieder ab; ich wischte die Kamera so gut es ging trocken. Dann stand ich auf, und als ich den Riesenfarn auf der Suche nach einem besseren Beobachtungspunkt umrundete, fühlte ich mich wie eine Schauspielerin in einem Tarzanfilm. Der Farn wuchs auf einer kleinen Insel in der Mitte des zweiten Teiches in dieser Halle; auf einer Seite der Insel stürzte ein Wasserfall herunter und übertönte mit seinem Geplätscher das Geräusch meiner Schritte. Fast alles in dieser Halle war grün – von apfel- über smaragdgrün bis fast schwarz. Schlingpflanzen wanden und ringelten sich um Rohrleitungen an der Decke herum, und die Luft war erfüllt vom Geruch feuchter Erde.

Ich fand einen günstigen Platz, ging in die Knie und stützte mich mit den Ellbogen auf der Umrandung des Teiches ab und richtete das 135-mm-Teleobjektiv auf einen Spalt zwischen dem Farn und dem dünnen Stamm einer Palme. Meine Nikkor-mat – uralt und heißgeliebt – war ein neuer Bestandteil meiner beruflichen Trickkiste. Jahrelang hatte ich die Kamera nur zu meinem Vergnügen benutzt: ein Hobby, das ich mir zugelegt hatte und sehr unregelmäßig pflegte. Im vergangenen März, vor gut sechs Monaten, hatte mich mal wieder der Ehrgeiz gepackt, aber schließlich sah ich ein, daß ich nie eine gute Fotografin werden würde. Was ich einfangen wollte, kam auf dem Film einfach nicht raus; was ich beim Knipsen für ein gutes Motiv hielt, erwies sich als abgedroschen, wenn ich das Bild in der Dunkelkammer aus der Entwicklungsflüssigkeit nahm. Nach dieser Einsicht empfand ich es nicht länger als Verletzung meiner Privatsphäre, wenn ich mich meiner Kamera bei der Arbeit bediente.

Im übrigen ist eine Kamera ein ideales Hilfsmittel für eine Detektivin – und das hat überhaupt nichts mit Fotografieren zu tun. Einer meiner früheren Auftraggeber, ein weltberühmter Fotograf, hat mir einmal gesagt, daß eine Kamera eine hervorragende »Tarnkappe« sei. Wer eine Kamera in der Hand halte, meinte er, den schauen die Leute nur selten genau an. Statt des-

sen konzentrieren sie sich auf den schwarzen Apparat oder fingern an ihrem Haar oder Make-up herum für den Fall, daß sie mit auf das Bild kämen. An einem Ort wie dem Botanischen Garten funktionierte dieser Trick besonders gut, hier sah ich mit der Kamera aus wie eine harmlose Touristin unter vielen anderen.

Ich richtete das Teleobjektiv auf Frank Wilkonsons Gesicht. Er sah angespannt aus, sein Mund wirkte wie ein dünner Strich in seinem sonnengebräunten, wettergegerbten Gesicht. Er hatte die Augen zusammengekniffen und starrte gebannt, nicht wie ich vermutet hatte, auf das Wasser, sondern auf ein Schild, das aus dem Wasser aufragte. Ich stellte die Linse ein und las: »Keine Münzen in den Teich werfen – sie vergiften die Fische.« Der Teichgrund war mit Kupfer- und Silbermünzen übersät, und es war kein einziger Fisch zu sehen.

Mir entging nicht die Situationskomik, aber Wilkonson hatte offensichtlich keinen Sinn für Ironie. Oder vielleicht, dachte ich, sieht er weder das Schild noch den Teich. Seine Haltung – die Unterarme auf die angewinkelten Knie gestützt, die Hände hingen baumelnd herab – sah recht zwanglos aus, aber unter der Oberfläche spürte ich eine mühsam gebändigte Nervosität. Während ich ihn betrachtete, wurden Frauenstimmen am Eingang hörbar; Wilkonsons Kopf wirbelte erwartungsvoll in ihre Richtung. Aber dann erlosch seine plötzliche Aufmerksamkeit, und er verzog fast zornig den Mund. Ich richtete die Kamera auf die Tür und sah zwei Frauen, etwa in meinem Alter – Mitte bis Ende Dreißig –, in der dünnen Sportkleidung, die Touristen irrtümlicherweise im September in San Francisco für angemessen halten.

War Wilkonson hier mit jemandem verabredet? fragte ich mich. Seit ich ihn beobachtete – mittlerweile fast vierzig Minuten –, hatte er nur einmal auf die Uhr gesehen. Aber jedesmal, wenn jemand die Halle betrat, hatte er erwartungsvoll aufgeschaut. Wenn er hier auf jemanden wartete, dann konnte es sich nicht um eine erfreuliche Zusammenkunft handeln, darauf wäre ich jede Wette eingegangen; seine offensichtliche Spannung ließ mich vermuten, daß er sich auf eine Konfrontation einstellte.

Auf die Touristinnen, die gerade hereingekommen waren,

schien er einen ähnlichen Eindruck zu machen. Sie zögerten und wandten sich dann in meine Richtung, anstatt auf den größeren Teich zuzugehen. Während sie sich mit Worten der Bewunderung über die üppige tropische Pracht an mir vorbeidrängten, stellte ich die Kamera wieder auf Wilkonson ein und drückte auf den Auslöser – nicht weil ich ein Bild von ihm brauchte, sondern um wie eine Amateurfotografin auszusehen. Nachdem die Frauen die Insel umrundet hatten, gingen sie zu dem Lilienteich hinüber und blieben so weit wie möglich von Wilkonson entfernt stehen; die eine wühlte in ihrer Tasche, vermutlich nach Münzen, um dem möglicherweise noch verbliebenen Leben im Wasser den Garaus zu machen. Wilkonson blickte in ihre Richtung, und um seinen schmallippigen Mund zuckte es wieder. Er richtete sich auf, schaute auf seine Armbanduhr und griff in die Tasche seiner schäbigen Wildlederjacke.

Ich senkte die Kamera und beobachtete, wie er ein rosafarbenes Blatt Papier herauszog – die Seite, die er aus dem Veranstaltungskalender der Zeitung herausgerissen hatte. Er schaute sie flüchtig an, steckte die Hand wieder in die Tasche und zog ein gelbes Blatt hervor. Ich hob die Kamera ein wenig höher und stellte sie auf das Papier ein; das Teleobjektiv war nicht stark genug, als daß ich das Gedruckte hätte lesen können, aber das Blatt sah aus wie ein Teil der Gelben Seiten aus der Zeitung. Wilkonson überflog es, faltete die beiden Blätter zusammen und stopfte sie wieder in die Tasche. Dann ging er mit schnellen Schritten Richtung Ausgang.

Ich drückte den Deckel auf das Objektiv der Kamera und folgte ihm. Als ich die Haupthalle der tropischen Gärten erreicht hatte, nachdem ich einem engen Pfad durch Philodendron und Palmen und leuchtende vogelähnliche Blumen, die unter der hohen, weißgestrichenen Glaskuppel blühten, gefolgt war, war Wilkonson bereits draußen. Vom Absatz der breiten Treppe aus sah ich, wie er quer durch die geometrischen Gärten in Richtung Kennedy Drive marschierte. Ich nahm an, daß er auf dem Weg zu seinem Wagen war, den er in der Nähe des Bocciageländes abgestellt hatte. Im Vertrauen auf die Richtigkeit meiner Annahme schlug ich einen anderen Weg ein – durch einen Fußgängertunnel unter der Hauptverkehrsstraße hin-

durch –, und als er seinen Rancharo erreichte, wartete ich bereits ein paar Parkplätze weiter in meinem MG.

Der Rest des Tages verlief ebenso ereignisreich wie merkwürdig. Wir – Wilkonson und ich – besuchten eine Pflanzenauktion in der Blumenhalle neben dem ausgedehnten Strybing-Arboretum im Golden-Gate-Park. Der Erlös sollte der Arboretum-Gesellschaft zugute kommen, die Pflanzen zeugten von den vielfältigen Talenten in den Gärtnereien des Parks. Zarte Rosen wetteiferten mit prachtvollen Paradiesblumen; Bambusstauden und japanische Ahornbäume standen dicht an dicht mit Limonen- und Feigenbäumen. Da waren Dahlien und Rhododendronsträucher, Avokadobäume und Fuchsien, und sogar eine Pavianblume, ein faszinierendes Gewächs mit haarigen Blättern. Wilkonson spazierte mehr als eine Stunde herum, aber er kaufte nichts. Ich erstand am Ende – wie nicht anders zu erwarten – die Pavianblume. Als Tarnkappe, tröstete ich mich, während ich Wilkonson aus der Halle folgte.

Als er dann seine Tour quer durch die Stadt begann, war ich froh, daß ich am Abend zuvor daran gedacht hatte, ein paar belegte Brote und Obst einzupacken. Sein erstes Ziel war das Sloat-Gartenzentrum in der Nähe vom Strand und vom Zoo. Es gab dort eine schöne Baumschule; ich hatte dort einmal einen Weihnachtsbaum mit Wurzeln gekauft (er war hinüber, bevor das nächste Weihnachtsfest ins Land zog – doch daran war meine Nachlässigkeit und nicht die Ware schuld). Wilkonson aber ignorierte die Fichten und Obstbäume, die Herbstblumen und das Gemüse, er ging direkt auf die Verkaufstheke zu. Während ich die Blätter einer Chrysantheme befragte, sprach er mit zwei Verkäufern. Er bewegte seine mageren, knotigen Hände wie zur Untermalung seiner Beschreibung. Soweit ich das feststellen konnte, erhielt er von beiden auf seine Fragen nur abschlägige Antworten.

Weiter ging es zum Sunset District, einem Viertel mit bescheidenen Einfamilienhäusern, dessen Bewohner stolz sind auf ihre Gärten und Rasenflächen. Wilkonson sprach vor bei der amerikanischen Gesellschaft für Samen und Setzlinge, bei Sunset Gartenzubehör, bei Blooming Dale's und Mr. Tree. Aber immer schienen die Antworten negativ auszufallen.

Dann schlug er einen Haken um Twin Peaks und suchte die großen Gartencenter im Gewerbegebiet des Bayshore-Viertels auf. Die Verkäufer hier waren ziemlich beschäftigt; er machte sich an sie ran, wenn möglich, und wieder schien er keine befriedigenden Antworten zu bekommen. Als er das letzte Geschäft verließ, wirkte er äußerst niedergeschlagen.

In einer kleinen Gärtnerei in Potrero Hill versuchte ich, nahe genug an ihn heranzutreten, um zu hören, was er fragte; seine Augen ruhten kurz auf mir, also kaufte ich eine Tüte Blumen-erde und kehrte zu meinem Auto zurück.

Am Red Desert in der Nähe der Market Street zog ich meine Jacke aus und legte mir einen Paisley-Schal um, bevor ich eintrat. Drinnen drückte ich mich zwischen den hohen, stacheligen Kakteen in der Nähe des Ladentisches herum. Wieder konnte ich nicht verstehen, was Wilkonson fragte, aber als ich das Geschäft verließ, hatte ich eine eigenartig aussehende Sukkulente mit Namen *Crassula cornuta* auf dem Arm.

Als ich den letzten Kauf in mein Spesenbuch eintrug, überlegte ich, was mein Auftraggeber wohl sagen würde, wenn ich ihm die Auflistung zeigte. Sollte er Einwände haben, würde ich ihm die Pflanzen und die Erde überlassen, beschloß ich. Nach ein paar weiteren Stationen sah der MG wie eine Mischung aus einem rollenden Blumengeschäft und einer Umkleidekabine aus. Die Pavianblume fuhr auf dem Beifahrersitz; die Tüte mit Erde lag auf dem Boden; darauf stand die Crassula, ein Sechserpack Rosenkohlpflanzen (irgend jemand hatte mir gesagt, daß sie in den kühlen Herbstmonaten in San Francisco gut gedeihen würden) und zwei verschiedene Arten von Düngemitteln (Fischemulsion und etwas mit der optimistischen Aufschrift WACHSE!). Der Platz hinter den Sitzen war mit abgelegten Kleidungsstücken übersät: meine Jacke; mein grüner Lieblingspulli; zwei Schals und eine Strickmütze; und ein weißer Poncho aus Akryl, den die Großmutter einer Freundin gestrickt hatte. Die Freundin hatte das gute Stück gehaßt und es mir geschenkt als unauffällige und schlampige Verkleidung. (Einmal hatte das verdammte Ding Feuer gefangen; aber es brannte nicht einmal, es schmolz nur.) Ich trug jetzt nur noch eine verblichene Baumwollbluse, gerade richtig bei dem Wetter, denn es war inzwischen warm und sonnig geworden – ent-

gegen jeder Vorhersage, wie das für Herbstnachmittage in dieser Stadt so typisch ist.

Was zum Teufel sollte ich mit all diesem Zeug machen, dachte ich und betrachtete meine Einkäufe, während ich an einer Ampel am Divisadero wartete. Ich hatte überhaupt keine glückliche Hand mit Pflanzen. Alles, was ich in die Finger bekam, ging ein. Alles, so erinnerte mich eine innere Stimme, außer den wilden Brombeersträuchern in deinem Garten. *Die* wollen *dich* fertigmachen!

Bei den nächsten Gartencentern blieb ich im Auto. Nach einem Halt an der Union Street zischten wir den Van Ness Boulevard in Richtung Lombard Street hinunter, und ich atmete erleichtert auf. Wilkonson kehrte in sein Motel zurück; meine unsinnige Einkaufstour durch Pflanzen- und Baumschulen fand ein Ende.

Aber er fuhr über die Lombard Street hinaus, blieb auf der rechten Spur, bog ab in Richtung Bay und steuerte auf das schrecklichste, sonntägliche Verkehrschaos im schlimmsten Touristenviertel der Stadt zu – Fisherman's Wharf.

Cost Plus, dachte ich. Lieber Gott, Cost Plus.

Cost Plus ist eine Institution in San Francisco. Jeden Tag ziehen die Cost-Plus-Läden Horden von Kunden aus aller Welt an. Hier gibt's Messingelefanten und Salatbestecke aus Teakholz als Massenfabrikat; ausgefallene Küchengeräte, Kerzen und Weihrauch; unzählige Sorten Tee, Kaviar, Rumkuchen und Wein – und im Gartencenter Pflanzen. In den diversen Cost-Plus-Gebäuden im Wharf-Viertel herrscht stets ein unglaubliches Gedränge. Im Gegensatz zu den meisten anderen Geschäften in der Umgebung bietet Cost Plus seinen Kunden einen Parkplatz; und wie die meisten Parkplätze in der Gegend ist er immer voll.

Wir krochen an der Bay entlang zur Columbus Avenue hinunter, wo der Querverkehr die Kreuzung verstopfte und zwei Rotphasen lang den Verkehrsfluß lahmlegte. Dann bog Wilkonson mehrere Male ab, wobei jedes dieser Manöver mit größeren Schwierigkeiten verbunden war und uns zunächst dem Ziel nicht näher brachte. Zunehmend gereizter folgte ich ihm. Die Autos fuhren chaotisch und verkehrswidrig; Spaziergänger bummelten außerhalb der Zebrastreifen über die Straße,

ohne sich irgendwelcher Gefahren bewußt zu sein; an der Taylor Street blockierte ein Mann die Fahrbahn, der die Kabelbahn fotografierte. Ich umklammerte das Lenkrad mit festem Griff und erinnerte mich daran, daß mein Zahnarzt mich gewarnt hatte, nicht mit den Zähnen zu knirschen.

Endlich erreichte Wilkonsons Rancho die Einfahrt zum Cost-Plus-Parkplatz. Er mußte links abbiegen. Auf der Gegenspur fuhren die Autos Stoßstange an Stoßstange. Ich wartete zwei Wagen hinter ihm und fragte mich, was er wohl vorhatte.

Er blinkte nach links. Der Gegenverkehr schlich ununterbrochen weiter. Er streckte den Arm aus dem Fenster und gestikulierte heftig. Mit entschlossenem Gesichtsausdruck fuhr ein Mann in einem Cadillac vorbei. Irgend jemand – im Auto hinter Wilkonson, nahm ich an – hupte.

Wilkonson lebte zwar auf dem Land, aber er kannte die Regeln des Stadtverkehrs. Er ignorierte das Hupen und rührte sich nicht vom Fleck. Schließlich riß der Verkehr kurz ab. Der Rancho schob sich nach vorne. Ein Camper mit einem Kennzeichen aus Illinois gab Gas und versuchte die Lücke zu schließen. Wilkonson und der Fahrer des Campers bremsen scharf.

Wenn man einem Menschen folgt und heimlich all seine Bewegungen über einen längeren Zeitraum hinweg beobachtet, entwickelt man manchmal ein gewisses Einfühlungsvermögen. Es ist, als ob man die Gedanken der betreffenden Person lesen könne: Wie weit man auch entfernt sein mag, wie sehr die Sicht auch behindert sein mag, wenn es darauf ankommt, weiß man plötzlich, was der andere tun wird.

So ging es mir. Und wirklich, Wilkonson tat, was ich erwartet hatte.

Er hatte nur ein paar Zentimeter vor der Stoßstange des Campers abgebremst. Sie standen eng beieinander, aber der Rancho war im Vorteil. Wilkonson streckte den linken Arm aus dem Fenster und zeigte dem Fahrer den berühmten Finger. Dann riß er das Lenkrad herum und fuhr dem Camper vor die Nase. Dabei rammte er fast einen parkenden Wagen. Er knallte den Rückwärtsgang rein und fuhr um ein Haar in den VW hinter ihm. Nach Abschluß des gewagten Wendemanövers raste er mit schwänzelmendem Heck und quietschenden Reifen die Straße hinunter.